

Literatur

Spione bitten zum Tanz

Nur wenige Stunden, aber was für eine Fülle an Figuren und Themen: In seinem Roman „Nacht über Lissabon“ erzählt Leopoldo Brizuela von Portugals Hafenstadt als Bühne für dramatische Emigrantenschicksale während der Nazi-Zeit.

Der Tango ist ein trauriger Gedanke, den man tanzen kann.“ Der das sagte, Enrique Santos Discépolo, hat viele erfolgreiche Tango-Lieder geschrieben und ist eine der Hauptfiguren im Roman „Nacht über Lissabon“ des argentinischen Schriftstellers Leopoldo Brizuela. Brizuela hat in Lissabon gelebt und eine andere tieftraurige Musik, den portugiesischen Fado, studiert. Der Fado, „melancholische Asche der Erinnerung“, steht für ihn gleich neben dem Tango. Und Amalia Rodrigues, die bedeutendste Fado-Sängerin ihrer Zeit, stellt er in eine Reihe mit den „Milongueras“ aus seiner Heimat am Rio de la Plata, den leichtlebigen und früh verführten, aus den Vorstädten und der Pampa nach Buenos Aires gekommenen Nachtclubtänzern.

Der Roman spielt in einer einzigen Nacht in der portugiesischen Hauptstadt. Sie war 1942 der letzte Hafen für Zehntausende von den Nazis Verfolgte aus Mit-

das Schiff der Rettung. In dem über 700 Seiten starken Roman läuft alles auf die tragischen Ereignisse und die unerwarteten Zusammenkünfte in jener Nacht von Lissabon zu. Die vielen Figuren des Romans erzählen sich zahlreiche Lebensgeschichten, die gewöhnlich Leidensberichte, manchmal aber auch recht bizarre Liebesabenteuer sind. Die Protagonisten sind teils erfundene Personen, zum anderen aber auch Akteure der jüngeren Geschichte wie ebenjene berühmte Sängerin Amalia Rodrigues, der rumänische Schriftsteller und Diplomat Mircea Eliade, der Kardinalpatriarch von Lissabon und der Tangotexter und -komponist Discépolo. Um sie herum bewegen sich die Diplomaten und Spione, die oft zwielichtigen Mitglieder der katholischen Hierarchie, dazu Tänzerinnen und Prostituierte aus den Nacht- und Hafelokalen.

Lissabon steckt voller Geschichten, manchmal tragische, fast immer humorvolle. Sie machen die Lektüre der 700 Seiten abwechslungsreich und spannend. Die Beschreibung vom Leben in der nächtlichen Metropole und die Erinnerungen an die Tangoschauplätze am Rio de la Plata sind von Sympathie und Nostalgie geprägt. Die diversen Figuren sind durch ihre unterschiedliche Art zu sprechen und durch ihren Wortgebrauch leicht voneinander zu unterscheiden. Leopoldo Brizuela hat das Glück gehabt, für die erst ein halbes Jahr zuvor erschienene spanische Originalausgabe mit Thomas Brovot einen der derzeit besten Übersetzer aus dem Spanischen ins Deutsche zu finden. Brovot hat den Reichtum des Wortschatzes und die elegante Struktur der Dialoge in einem gleichwertigen Deutsch wiedergegeben.

Erich Maria Remarque hatte 1962 einen Roman mit ähnlichem Titel – „Die Nacht von Lissabon“ – und der gleichen Thematik – die Flucht der von den Nazis Verfolgten über Lissabon – veröffentlicht. Es ist ebenfalls die Nacht des 18. November 1942. Remarque hat eine spannende Geschichte über die Flucht und Resignation eines Mannes aus Osnabrück geschrieben, die gleichzeitig die Schilderung einer lebenslang andauernden Liebe ist.

Brizuelas Buch ist immer wieder von neuem aufzublättern, um sich bei jeder der zufällig gefundenen Passagen an der schönen, manchmal durchaus gesuchten Sprache zu erfreuen. Zum sprachlichen Lesevergnügen kommen überraschende Einsichten hinzu, nicht nur zu Fado und Tango, auch über Portugal und Argentinien und die grausige Höllenhöhle, die Boca do Inferno am Strand von Lissabon, oder die Verwandlung des Fado in einen Totentanz. Brizuela schreibt ein gepflegtes und vielseitiges Spanisch, er ist heute wohl einer der literarisch interessantesten Autoren Argentiniens.

Die Idee zu „Lisboa, un melodrama“, wie der Roman im Original heißt, mit dem argentinischen Wahlkonsul Cantilo als eine der Hauptfiguren kam Brizuela übrigens, als er in einem Hotel der Provinz Corrientes im selben Zimmer übernachtete, in dem vorher Graham Greene geschlafen hatte. Greene suchte damals Material für den Roman „Der Wahlkonsul“, der in Corrientes, in dem Dreiländereck zwischen Argentinien, Brasilien und Paraguay, spielt.

Wo immer man das Buch aufschlägt, findet man einen anregenden Dialog, eine unterhaltsame Lebensanedote. Besonders treffend gelingt Brizuela die Darstellung der Frauengestalten, die in dieser Nacht von Lissabon eine wichtige Rolle spielen, wie die Sängerin Tania oder die junge Amalia.

„Nacht über Lissabon“ ist ein amüsantes, doch keineswegs oberflächliches Buch – vor allem geeignet zur Lektüre in den langen europäischen Winter- und Frühjahrsnächten. WALTER HAUBRICH



Leopoldo Brizuela: „Nacht über Lissabon“. Roman.

Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Insel Verlag, Berlin 2010. 728 S., geb., 24,90 €.

tel- und Osteuropa, die auf ein Schiff warten, das sie in der Nacht vom 18. November aufnehmen und sie zum rettenden anderen Atlantikufer nach Argentinien bringen sollte.

Das Schiff „Boa Esperanza“, mit argentinischem Weizen in das hungernde Portugal geschickt, will für die Rückreise nach Argentinien Flüchtlinge aufnehmen. Die langen Dialoge in der wolken-schweren Nacht des 18. November 1942 in Lissabon kreisen um Fragen der Weltpolitik wie um den Fado und den Tango. Großbritannien versucht den zaudernden Diktator Salazar in den Krieg gegen die Nazis zu treiben, Salazar beharrt auf Portugals Neutralität. Deutsche Rundfunksender strahlen zum Ärger der Immigranten Propaganda für Hitler in den Lissabonner Tavernen und Cafés aus. Die Hauptstadt und noch mehr der nahe Badeort Estoril am Atlantik stecken während des Zweiten Weltkriegs voller Spione und Diplomaten mit Sonderaufträgen. Die Barkeeper in den teuren Hotels in Estoril erzählten noch in den fünfziger und sechziger Jahren von den britischen und deutschen Agenten, die in den Kriegsjahren an ihren Theken zu stehen pflegten. Viele deutsche Nazis sind nach der Niederlage Deutschlands in Lissabon geblieben, wo sie unter dem Schutz der Salazar-Regierung ihre Kenntnisse Portugals großen deutschen Firmen für gutes Geld zur Verfügung stellten.

Brizuelas Buch hat die drei klassischen Einheiten bewahrt: die der Zeit (die Nacht des 18. November 1942), die des Ortes (das Hafenviertel von Lissabon) und die der Handlung: das Warten auf

Neue Sachbücher

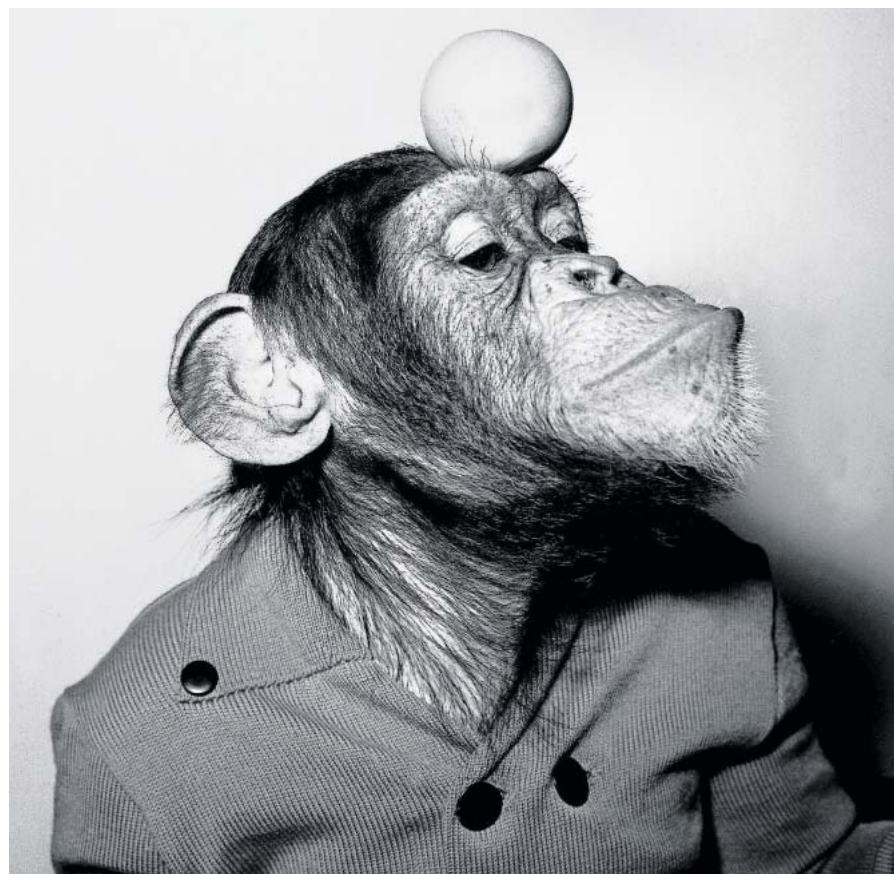
Jeder Jeck ist anders, aber Kölsche muss er sein

Versuche, sich dem Wesen der Stadt Köln zu nähern, gibt es etliche. Walter Filz versucht es auf dem Affenweg. Er erzählt die Geschichte des Show-Schimpanzen Petermann, des langjährigen Stadtmaskottchens am Rhein.

Vordergründig erzählt Walter Filz von Petermann, dem „Affen zu Köln“, jenem Show-Schimpanzen, der am 10. Oktober 1985 von Wätern erschossen wurde, nachdem er aus seinem Käfig ausgebrochen und den Zoo-Direktor halbtot gebissen hatte. Das blutige Ende einer erstaunlichen Komikerkarriere. Denn Petermann war nicht irgendein Menschenaffe. Er war der erste tierische Fernsehstar der Adenauer-Republik, die nach Krieg und Diktatur noch nicht wieder so recht wusste, worüber man gefahrlos lachen durfte. Ein kleiner Schimpanse, der im Sylvesterprogramm 1952 vor laufender Kamera Faxen machte, kam da als ideologisch unverdächtig Spaßkumpan gelegen. Vor allem in Köln stieg Petermann schnell zum bejubelten Maskottchen auf.

Das Affenkind traf den Kölner Humor, der traditionell ohne Witz und Pointe auskommt, wie schon der Bonner Gelehrte Heinrich Lützel festgestell hat. Während Lützel darin allerdings keinen Mangel erkannte, formuliert Filz nun deutlich schärfer: „Der Kölner Humor (geht) runter wie Öl, und keine Bedeutungsballaststoffe machen ihn schwer verdaulich.“ Wie bei Kleinkindern hege der rheinische Frohsinn „ein lustvolles Interesse an Ausscheidungsvorgängen“ und habe selbst „etwas Affenartiges“.

Kein Wunder also, dass der Schimpanse Petermann, kaum der Flasche entwichen, in der Session 1953/54 zur Hauptattraktion der Karnevalssitzungen wurde. Man steckte ihn in Gardeoffiziersuniform, in Kellner-Montur, ins Ballett-Tutu und setzte ihm bei seiner Paraderolle als „Pitter“ neben dem Büttenredner Peter („Pitter“) Schumacher den Seppelhut auf. Im Sektglas des minderjährigen Primaten befand sich nur Honigwasser, und abends um zehn wurde er aus Jugendschutzgründen in den Zoo zurückgebracht.



Irgendwann platzte ihm der Kragen: der Kölner Affe Petermann

Foto dpa

Filz zeichnet in seiner Köln-Chronik der Wirtschaftswunderjahre das Bild einer präzivilisierten Metropole, die Ende der Fünfziger nicht ohne Grund „Chicago am Rhein“ hieß. Sowohl bei den Verkehrsunfällen (nicht selten mit Todesfolge) als auch bei den Gewaltdelikten lag die Domstadt damals im bundesdeutschen Vergleich weit vorn auf Platz eins. Es gab regelrechte No-Go-Areas wie das Stadtviertel Mühlheim, in deren Kneipen die Fäuste flogen. Statistisch gesehen war jeder neunte Bürger kriminell.

Ähnlich wie in seinen preisgekrönten Radio-Features nimmt der Kulturjournalist Filz auch in seinem ersten Sachbuch ein Alltagsphänomen zum Anlass, gesellschaftliche Mythen zu entzaubern. Der Fall Petermann dient ihm als Aufhänger, um mit dem kölschen Image der Weltfremde und Fremdenfreundlichkeit aufzuräumen. Denn letztlich, so lautet das wenig schmeichelhafte Resümee des Autors, würden die Kölner bis heute von je-

dem zugereisten „Exoten“ dasselbe erwarten, was sie auch schon dem armen Affen abverlangt hätten: Assimilation bis zur Selbstaufgabe. Man könnte diese Strategie offensiver Scheintoleranz als eine Art Verbrüderungstrick beschreiben. So möchte der Kölner, der stolz auf die zweitausendjährige Geschichte seiner Stadt ist, einen Nicht-Kölner eigentlich gar nicht erst kennenlernen. Zu sehr ist er überzeugt davon, dass alles, was anderswo passiert, in Köln immer auch schon und viel großartiger stattgefunden hat. Seine Gastfreundlichkeit entpuppt sich als gut getarnte Gleichgültigkeit, die jeden „Imi“ (kölsch für: „Zugezogener“) von vornherein bedauert. Gönnerhaft drückt er den bemitleidenswerten Fremden fest an die eigene Brust – so fest, dass dieser wehrlos wird.

Als besonders bizarres Beispiel für den freundlichen Kolonialismus erwähnt Filz den Besuch Josephine Bakers 1953. Die amerikanische Jazzsängerin war zu

diesem Zeitpunkt ein international gefeierter Weltstar, was den Karnevalstrupp „Löstige Afrikaner“ aber nicht davon abhielt, sie als „Eingeborene“ mit schwarzer Schminke im Gesicht, Baströckchen und Wumba-Tumba-Trommel zu empfangen. „Wir wollten zeigen, dass wir es nicht für unter unserer Würde halten, uns mit den Sitten und Gebräuchen afrikanischer Stämme zu befassen“, verkündete Truppführer Alois Liesenfeld freudestrahlend. Baker lächelte – perplex – zurück.

Wer als Besucher hingegen weniger erfreut auf die eigene Herabwürdigung reagiert, dem kann der sonst so lockere Rheinländer ziemlich unlocker entgegen-treten. Wie eben dem pubertierenden Petermann, der irgendwann genug von Verkleidungsmätzchen hatte und Zoobesucher nicht mehr nur drollig mit Bananenschalen, sondern auch mit eigenen Exkrementen bewarf. So sperrte man ihn 1957 in einer Zehnquadratmeterzelle weg, die er achtundzwanzig Jahre lang nicht mehr verlassen durfte. Doch selbst als toter Affe kam Petermann immer noch nicht aus dem vereinnahmenden Klammergriff der Kölner los.

Die linksalternativen „Sofa-Revolutionäre“ der Südstadt rund um den BAP-Sänger Wolfgang Niedecken stilisierten das Tier postum zum Märtyrer ihres eher harmlosen Hausbesetzer-Protests, der anders als die Kreuzberger Straßenkrawalle ohne Schwerverletzte und Tote verlaufen war. Ein erschossener Menschenaffe, der angeblich noch kurz vor seinem Exitus die linke Faust gen Himmel gereckt hatte, konnte hier ein bisschen über das Fehlen eines heroischen Freiheitskampfes hinwegtäuschen. Denn selbst für die Berufsnörgler Kölns ist – so die böse Logik von Walter Filz – nur schwer vorstellbar, dass es in ihrer Stadt einmal etwas nicht gegeben haben könnte, was anderswo stattgefunden hat. GISA FUNCK



Walter Filz: „Der Affe zu Köln oder Petermanns Rache“.

Greven Verlag, Köln 2010. 240 S., geb., 16,90 €

Gelegenheitskannibalen aus dem Prekariat des Tierreichs

Das, was ich verstehe, gefällt mir: Ein Sammelband prüft die Hyäne auf ihre Theoriefähigkeit

Dass es sich bei der Hyäne um ein unreines Tier handele, gehört zum Topos der Naturbeschreibung und ist in Alfred Brehms „Tierleben“ ebenso vermerkt wie in zahlreichen anderen literarischen Tierberichten. Doch nicht weil die Hyäne Aas frisst, gilt sie als unrein. Die Unreinheit der Hyäne liegt vielmehr in ihrer Hybridität begründet, in dem Eindruck, mal männlich und mal weiblich zu sein, ihre Natur ständig zu wechseln. Dies stellt im Anschluss an Aristoteles, Ovid und Plinius den Älteren die Literaturwissenschaftlerin Bettine Menke in ihrem Beitrag zum Hyänenband des diaphanes-Verlags heraus, einem ehrgeizigen Theorie-Aperçu zur Interpretationsfigur des vierfachen Schriftsinns, hier dargebracht auf 120 Seiten. Es sei die falsche, drohende Ähnlichmachung als solche, die die Hyäne suspekt mache, erklärt Menke: Übergreifig stelle sie falsche Ähnlichkeiten her und unterlaufe in einer eschatologischen Lesart die Ordnung der Unterscheidungen.

Der Medienphilosoph Harun Maye legt Wert auf die Feststellung, im Blick auf Hyänen-Darstellungen nicht an einer eschatologischen, sondern an der buchstäblichen Lesart interessiert zu sein. In einem ersten *Down-to-earth*-Zugriff bemerkt er, es sei tatsächlich nicht leicht zu bestimmen, was diese Resteverwerter nicht fräßen. Scheinwerfer, Auspuffrohre, Spiegel, Handtaschen und anderer

Darstellungen der Hyäne, so Maye, sind oft ein Verschnitt aus mythologischen, literarischen, ethologischen und biologischen Diskursen, „die ein unreines Gemisch ergeben. Sie erregt in ihrer Zwittergestalt weder Wohlgefallen noch Mitleid; die Hyäne gehört zum Prekariat des Tierreichs. Doch man müsste erst noch einen Begriff erfinden, der die Unter-Unterschicht der Hyänen adäquat benennt. Sie werden in der Literatur als soziale Tiere beschrieben, die gegen fast alle kulturellen Tabus und Gebote verstößen: Hyänen sind laut mythopoetischer Überlieferung und naturkundlicher Beobachtung Gelegenheitskannibalen; sie trinken Blut, fressen Aas und Exkremente; sie gelten als unrein, wollüstig und unfruchtbar zugleich.“ Aufgrund dieser rätselhaften Eigenschaften habe die Hyäne die Einbildungskraft so stark erregt, dass sie im kulturellen und politischen Imaginären zu einem buchstäblich emblematischen Tier geworden sei.

„Männlich und weiblich, zahm und wild, zutraulich und gefährlich, hässlich und schön, all diese Zuschreibungen fin-

Schrott seien schon im Magen einer Hyäne gefunden worden, erklärt Maye. So viel Bodennähe dankt der Leser angesichts eines Theorieanspruchs, den dieser Band so ganz ohne Gnade vor der denunzierten Kreatur Hyäne erhebt.



„Die Hyäne“. Lesarten eines politischen Tiers.

Herausgegeben von Markus Krajewski und Harun Maye. diaphanes Verlag, Zürich 2010. 120 S., br., 14,90 €.

den ihren Platz in ‚Brehms Tierleben‘ von 1869.“ Der Wissenschaftshistoriker Marcus Krajewski sieht Brehm im Angesicht der allegorisch als Hure auftretenden Hyäne schwanken zwischen „gutgemeinter Rehabilitation gegen jahrtausendalte kulturgeschichtliche Denunziation einerseits und einer Inszenierung als triebgesteuertem Attraktionsobjekt zoophilen Begehrens andererseits“.

Man legt die Hyänenschrift aus der Hand, bedrückt von der Theorielast, die die Autoren des Bandes der Hyäne aufbürden. Ja, man möchte noch einen Schritt zurücktreten und sagen: Ich verstehe bei weitem nicht alles, was in diesem Buch steht, aber das, was ich verstehe, gefällt mir. Es tut gut, wieder einmal einen Originalbeitrag des phänomenalen Alfred Brehm gelesen zu haben, eben jenen Hyänenartikel aus seinem „Tierleben“, der in dem Band abgedruckt ist. Dass man diesen vor anthropomorpher Beschreibungskraft strotzenden Klassiker hier nun noch mit einer Exegese des vierfachen Schriftsinns toppen möchte, ehrt Alfred Brehm in jedem Fall. CHRISTIAN GEYER

PIPER. BÜCHER, ÜBER DIE MAN SPRICHT.

Von der dunklen Seite der Ehe erzählt Adam Ross in seinem »brillanten, unvergesslichen Roman«.

New York Times Book Review

Jetzt überall im Buchhandel und online unter www.piper.de

496 Seiten, Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen € 22,95 (D)

